



Bildrecht beim Verfasser

Dem maskierten Tod ins Gesicht schauen?

Zu den Grenzen symbolischer Präsenz
des medial aufbereiteten Sterbens

Thomas Wild

Hat die pandemiebedingte Maskenpflicht unsere Kommunikation verändert? Oder war die Maske schon immer ein symbolisches Kommunikationsmittel, das Maskieren und Demaskieren ein Spiel mit Identitäten?

Eine Kollegin machte kürzlich eine Bekanntheit mit einer Frau, beide selbstverständlich Masken tragend. Sie traf diese wenig später in der Mensa beim Essen, ohne Maske also – und erkannte sie nicht. Die Masken, die wir uns zurzeit als Schutz vor fremden Erregern und als Schutz vor der Übertragung eigener Erreger überziehen, erzeugen als – in der Regel nicht erwünschten – Nebeneffekt auch einen Verfremdungseffekt. Masken verbergen einen Teil unserer Gesichtskonturen. Und schaffen damit ein neues Gesicht, einen *Mischling* aus individuellen und standardisierten Zügen. Selbst die originellsten Maskenmodelle können nicht verbergen, dass sie nicht allein ästhetische, sondern funktionalisierte Masken sind.

Gesellschafts-, Karneval- und Totenmasken

Auch die in der Antike und im Mittelalter verbreiteten Maskenbräuche hatten *funktionale* Bedeutung: Sie waren eine Form der Auseinandersetzung mit dem Tod. Die Maske schaffe eine Beziehung zwischen den Lebenden und den Verstorbenen, meinte etwa der ungarische Religionswissenschaftler Karl Kerényi. Im 19. Jahrhundert wurden von berühmten Persönlichkeiten oder von hingerichteten Kriminellen *Totenmasken* angefertigt: Studienobjekte einer Physiognomie, in der man anthropologische Typologien zu finden meinte. Die Totenmaske sollte die bald verwesenden Gesichtszüge des Verstorbenen abbilden und erhalten. Während die Totenmaske der Identifizierung diene, vermag die *Gesellschaftsmaske*, etwa beim Karneval, ebendiese zu verbergen. Die venezianische Maske wurde auch ausserhalb des Karnevals getragen: Der Glücksspieler maskierte sich zum Schutz vor seinen Gläubigern. Der verarmte Adlige beim Betteln an der Hausecke.

Symbolische Semantik

Eine symbolische Semantik von *Maske* hat der Soziologe Anselm Strauss (1916–1996) eingeführt. Die Grundthese von Strauss' Werk «Mirrors and Masks» lautet, dass der Mensch die anderen als Spiegel betrachtet und sich selbst in den Spiegeln ihrer Urteile sieht. Die Masken, die der Mensch zeigt, sind nach seinen Antizipationen der Urteile anderer geformt. Die Masken, die wir uns aufsetzen – so könnte man folgern – werden verinnerlicht, bis sie als solche

nicht mehr objektivierbar sind. Masken, die initial unsere Identität schützen sollen, werden Teil der *Identitäten*, die wir und andere konstruieren. Als Tote können wir uns keine Masken mehr aufsetzen. Das tun dann allenfalls die anderen. Die Erinnerungskulturen von Todesanzeigen, Nachrufen, Bestattungsritualen und Grabinschriften können als postume Masken betrachtet werden, «die eine temporäre Verwandlung der Maskenträger in spielerischer Absicht [...] bewirken sollen» (Regener, 238).

Obsession der letzten Dinge?

Das Fazit von Regeners Essay «Tod und Maske» könnte auf die Artefakte zu Sterben und Tod unserer Tage gemünzt sein. Die Diskurse über das schöne, gute und vor allem rechtzeitige Sterben grassieren geradezu – in digitalen Foren, Palliativseminaren oder *death cafés*. Mit dem Philosophen und Essayisten Odo Marquard kann gegenüber einer Obsession der «letzten Dinge» für das Recht der «nächsten Dinge» plädiert werden. Die Entwicklung hin zu einer anonymen Sterbekultur ist unumstritten. Trauerfeiern mit Gemeindeeinbezug nehmen ab, individuell gestaltete Bestattungsrituale und Abschiedszeremonien im kleinen privaten Kreis zu. Umstritten hingegen ist die Wertung dieser Phänomene. Das emanzipatorische Potenzial, das im Sichtbarmachen von Toten steckt und unser Verhältnis zum Tod verändern könnte, wird allerdings oft überschätzt. Nicht der Anblick von Toten an sich bringt uns den Tod näher und lässt uns klüger oder mutiger werden. Die durchaus zu beklagenden Defizite liegen vielmehr in einer segmentierten *Gesellschaftsstruktur*, die kaum mehr Interaktionen mit der ältesten Generation ermöglicht; im Mangel also an dem selbstverständlichen Einbezug in sterbenahe Situationen. Die Anteilnahme an Sterbeprozesserfahrungen *face to face* und damit an Identitätsbildung nimmt ab. Persönliche Überzeugungen und Leidenschaften, individuelle Werte und Haltungen in letzten Verfügungen zeugen zwar von einer neuen «Kunst des Sterbens», die zweifellos die Originalität und Non-Konformität des einzelnen Menschen besser zum Leuchten bringen lässt, als dies unseren Vorfahren möglich war. Fragen lässt sich indes, ob der Hype um medial aufbereitete Sterbesettings nicht gerade jene Mythen rund um den Tod reproduziert, die die hebräische Bibel schon früh entkräftet hat. Mehr: ob der Verzicht auf die Einbettung von Lebensgeschichten in Beziehungs-, Vertrauens- und Hoffnungsnarrative religiöser Traditionen nicht gerade eine die Identitäten bergende und schützende Prägung verliert.

Das Recht auf Masken Sterbender

Das Leben selbst ist die Maske, die den Tod verbirgt. Der Tod hingegen verbirgt nichts. Dem Tod lässt sich nicht ins Gesicht schauen. Weil der Tod kein Gesicht hat. Weil der Tod nur ein *semantisches* Merkmal für das Lebensende ist. Anders das *Sterben*: Die letzte Lebensphase zeichnet sich durch «Heterotopien» (Michel Foucault) aus. Johannes Duft hat die Nekrologe im Galluskloster in St. Gallen erforscht. Vom aufrechten, versöhnlichen, ergebenen zum einsamen, schmähhchen, ersehnten und gewaltsamen Sterben der Mönche sind alle denkbaren Schattierungen enthalten. Die Vielfalt der Sterbenarrative lässt sich selbst im Mikrokosmos der monastischen Welt feststellen. Sterbeverläufe divergieren, auch wenn wir die Menschen innerhalb der formalisierten Abläufe von Institutionen sterben lassen. Eine theologisch verantwortete seelsorgliche Begleitung respektiert jene Masken, die unserem Leben eingeschrieben sind, dieses schützen und dessen Geheimnis wahren. Sie versucht, die Sedimentierung anthropologischer Lebens-themen in neue Gefässe – in neue «Solidargemeinschaften» – zu verstehen und konstruktiv zu deuten. Denn die Struktur von überlieferten Abschiedsritualen hält Gestaltungsformulare bereit, die – Masken ähnlich – Teile unserer Identität nicht nur bergen und schützen, sondern auch transzendieren.

Literatur

Johannes Duft, «Kostbar ist der Tod».

Tröstliche Geschichten vom Sterben im mittelalterlichen Galluskloster, St. Gallen 2002.

Karl Kerényi, Mensch und Maske, in: Erenos-Jahrbuch, Bd. 16 (1948), 340–356.

Odo Marquard, Abschied vom Prinzipiellen, Stuttgart 1984.

Susanne Regener, Tod und Maske, in: Thorsten Benkel (Hg.), Die Zukunft des Todes. Heterotopien des Lebensendes, Bielefeld 2016, 237–260.

Anselm L. Strauss, Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität, Frankfurt 1968.

Ignazio Toscani, Die venezianische Gesellschaftsmaske. Ein Versuch zur Deutung ihrer Ausformung, ihrer Entstehungsgründe und ihrer Funktion, Saarbrücken 1972, Univ. Diss.

Thomas Wild ist Geschäftsführer Aus- und Weiterbildung in Seelsorge, Spiritual Care und Pastoralpsychologie am Institut für Praktische Theologie.